

vor Ausbruch des Krieges Wohngruben aus neolithischer Zeit mit Tonperlen und Knochenanhängern gefunden worden sind.

Der Zufall hat es gewollt, daß bald nach dem oben beschriebenen Funde ein zweiter gemacht wurde, bei dem sich die Beigabe von zwei verschiedenen Halsketten, bzw. Anhängern, wiederholte. Der erwähnte Vorarbeiter wurde vom 1. Juni an während eines Urlaubs mit der Untersuchung der in den Kreisen Frankfurt und Hanau neu angelegten Bau- und Lehmgruben nach etwaigen Spuren vorgeschichtlicher Besiedelung beauftragt. Am 11. Juni fand er an der Wand einer Rübengrube im Felddistrikt „am hohen Stein“ neben dem Wege von Bergen nach Niederdorfelden und nur 200 m nördlich von der „Hohen Straße“ einen dunklen Fleck im gelben Löß, der bei einer Untersuchung als Profil eines angeschnittenen neolithischen Brandgrabes erkannt wurde, das in seinen Hauptteilen vollkommen erhalten war. Diesmal lagen nach der Angabe des Finders auf dem Boden der Mulde, bedeckt von Asche und kalzinierten Knochenresten, neun rohe Tonperlen von regelmäßig abgestufter, zum Teil außergewöhnlich bedeutender Größe noch genau so geordnet, wie sie als Halskette sorgfältig hingelegt worden waren. Innerhalb der überhalbkreisförmigen Anordnung aber waren drei herzförmige, bzw. dreieckige Anhänger, gleichfalls aus Ton gebrannt, nebeneinander gelegt. Die offene Seite der Halskette aber war durch einen großen Reibstein geschlossen, wie sie neben neolithischen Mahlsteinen in Wohngruben häufig gefunden werden. Solche Beigaben außer den Anhängern und Halsketten, die wir wohl auf die Beschäftigung des Toten zu seinen Lebzeiten beziehen dürfen, kommen verhältnismäßig selten vor. Wenn die Annahme gestattet ist, daß, wie bei primitiven Völkern alter und neuerer Zeit, auch bei unseren Neolithikern die Herstellung der Mahlzeiten und die zu deren Vorbereitung nötige Bearbeitung des Getreides den Frauen überlassen war, so würden wir hier auf ein Frauengrab schließen dürfen. In diesem Falle würde die Verdoppelung des Halschmuckes — Anhänger an besonderem Bande dicht unter der Halswurzel und weiter herabhängend die Kette — von besonderem Interesse sein und vielleicht die Annahme gestatten, daß die gleiche Erscheinung bei dem Grabe aus dem Schulgarten ebenfalls auf das Geschlecht der Toten hinweise. [Bei der Untersuchung der Fundstätte durch den Berichtersteller stellte es sich heraus, daß noch einzelne kalzinierte Knochenstückchen im Boden der Grabmulde steckten und daß diese in den Boden einer Wohngrube eingetieft war.] Denn, wie bereits an anderen Stellen betont ist, enthalten alle Brandgräber der Wetteraukultur neben der Asche Halsketten oder Anhänger, und zwar in den meisten Fällen als einzige Beigaben. Bemerkenswert ist bei unserer Kette, daß die größte Mittelperle zwei an den Enden der Durchbohrung sich rechtwinkelig kreuzende Rinnen zeigt, die auf eine Umschnürung mit einem dünnen Faden schließen lassen. Dieselbe Erscheinung trat uns bei den ersten gleichartigen Funden in den 6 km westlich von der Bergener Fundstelle aufgedeckten Brandgräbern bei Berkersheim entgegen und bewahrte uns vor dem Irrtum, diese Perlen als Spinnwirtel anzusehen, der an anderen Orten die richtige Erklärung aufgefundener Brandgräber verhindert hat. Vgl. Altfrankfurt II 1910, S. 119, Abb. 2.

Frankfurt a. M.

G. Wolff.

### Grabungen auf der Hohen Donne (Donon).

Gelegentliche Versuchsgrabungen, die ich im Herbst 1916 und im Frühling 1917 im Bezirk der alten Kultstätte auf der Hohen Donne im Elsaß vornehmen konnte, haben trotz gebotener Beschränkung das über Erwarten



erfreuliche Ergebnis gehabt, daß sie nicht nur die früheren Nachrichten (vgl. die sorgfältige Zusammenstellung von O. Bechstein, *Der Donon und seine Denkmäler*, Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens VII, 1891, S. 1—82) teilweise berichtigten oder ergänzten, sondern auch zu einem Funde führten, der die Bedeutung der Stätte aufs neue in helles Licht setzt.

Als einziges der von den Brüdern Alliot im Jahre 1692 entdeckten Bauwerke, das noch sichtbar sei, nennt Bechstein die „römische Ruine“ 100 Schritt nordöstlich von dem südwestlichen Felsrande des Gipfelplateaus. Nach Jollois war am Anfange des letzten Jahrhunderts von dem Mauerviereck noch eine Steinlage über dem Boden erhalten; jetzt ließen sich seine Maßangaben wenigstens an den Grundmauern noch nachprüfen. Ich fand sie ebenso bestätigt wie das gleichfalls von Jollois erwähnte Abnehmen der Mauerstärke nach oben und die auffallende Höhe des Giebeldreiecks, die sich aus der verschiedenen Stärke der vielen um die Ruine verstreuten Quadern und aus der Form der Giebelblöcke noch erschließen lassen. Auch die tiefroten gebrannten Plattenziegel, von denen noch mehrere Bruchstücke gefunden worden sind, haben die angegebene Form und Stärke. Dagegen scheinen die zinnenförmigen Ausschnitte am oberen Rande der Giebelmauern, die die alte Rekonstruktionszeichnung bei Jollois zeigt, nur auf der Westseite vorhanden gewesen zu sein, wo sich einer der beiden den First bildenden Blöcke (90 cm lang, 83 cm größte Höhe) mit vier unregelmäßig eingehauenen, aber nicht durch die ganze Wandstärke hindurchgehenden Balkenlagern gefunden hat. An dem mächtigen dreieckigen Firstblock der Ostseite (von 2 m Grundlinie, 70 cm Pfeilhöhe und 45 cm Dicke) fehlen diese Einschnitte für das Auflager der Pfetten. Sichere Stücke der profilierten Sockelschicht wurden bis jetzt nicht nachgewiesen. Auch im Innern des Baues ließ sich beim Aufgraben des offenbar schon sehr oft durchwühlten Bodens außer einigen Ziegelscherben nichts finden.

Über die beiden andern Bauwerke, die nach den Berichten östlich des ersten gelegen haben, ist im einzelnen nichts überliefert, vermutlich, weil sie schon zur Zeit der Entdeckung nur noch Trümmerhaufen waren. Jollois konnte trotz eifrigen Suchens keine sicheren Spuren derselben mehr entdecken. Da sich die Angaben H. Alliots und Ruinarts über ihre Lage widersprechen, ließ ich mich beim Nachforschen nach diesen Gebäuden vor allem von den auffallenden Eigentümlichkeiten der Geländebildung leiten. Nordöstlich der Tempelruine zeigen sich nämlich auf dem Südwesthang des über 40 m höher aufsteigenden Hauptgipfels, in ziemlich gleichem Abstand voneinander, drei Abplattungen (I—III von Südwesten nach Nordosten), deren ehemalige Verwendung als Planum für Gebäude angenommen werden darf. Grabungen bei dem östlichsten, hart unter dem Gipfelsfelsen gelegenen (III) führten zur Bloßlegung von sehr starken,  $1 \times 1 \times 2$  m und mehr messenden Quadern, die, ohne Verbindung untereinander, in mehreren parallelen, in südwestlicher Richtung verlaufenden Reihen zu dreien oder mehr liegend, einst die Grundlagen für ein sehr massives Gebäude gebildet haben müssen. Einen übersichtlichen Grundriß aufzudecken war in Rücksicht auf den zu schonenden Wald nicht möglich. Die Form einzelner Werkstücke scheint auf eine ähnliche Gesamtarchitektur des Baues zu deuten, wie sie die vorhin besprochene Tempelruine aufweist.

Die beiden westlichen Hangstufen (I und II) harren noch genauerer Untersuchung; immerhin legen aber einige an beiden Stellen noch offen umherliegende Quader schon jetzt die Annahme nahe, daß auch hier einst ähnliche Bauten gestanden haben. Wir würden es dann also nicht, wie man



bisher angenommen hat, mit nur drei, sondern mit vier Gebäuden auf der Berghöhe zu tun haben, und der Widerspruch der genannten Antiquare namentlich in den Entfernungsangaben zu ihrem dritten Bau würde sich daraus erklären, daß diese Angaben sich nicht auf ein und dasselbe Bauwerk, sondern auf zwei verschiedene (II und III) bezögen. Bei dem am Gipfel herrschenden Felsgewirr ist es wirklich nicht ausgeschlossen, daß die beiden obersten Ruinen den Blicken Alliots und Ruinarts wechselweise entgangen sind. Ihr zweiter Bau wird wohl auf der untersten Hangstufe (I) gelegen haben, wofür auch ihre Angabe über die Lage der Zisterne spricht, die nördlich davon noch erhalten, vorläufig aber durch ihre Verwendung als Latrine jeder weiteren Untersuchung entzogen ist.

Dem am ausführlichsten von P. Alliot (Bechstein S. 13) beschriebenen Ringwall um den Gipfel habe ich sowohl äußerlich, als auch manchenorts durch Grabungen nachgeforscht und bin dabei zu folgendem Ergebnis gelangt.

Anschließend an das westliche Gipfelplateau zieht sich am Nordwest- und am Südosthang des Hauptgipfels eine 5–10 m breite Hangstufe nach Nordosten. Dortselbst, also am Hang über dem „Sattel“, nähern sich beide bis auf etwa 50 m, und zwar endigt die nordwestliche Hangstufe ungefähr 20 m höher als die östliche in natürlichen, großen Felsmassen. Der Felschutt, welcher sich beim steilen Abgraben des Berghanges — denn so sind die beiden Stufen künstlich entstanden — ergab, ist über den Abhang, alle Mulden gleichmäßig ausfüllend, hinabgeworfen. Nachgraben ergab eine Tiefe desselben bis zu 2 m. Dieses so unter den ganzen Stufen entlangziehende und sich am Plateau bis zu den Südwestfelsen erstreckende Glacis ist ungefähr 10 m breit, trägt als oberste Decke eine gleichmäßig zerkleinerte Steinschicht und ist am nordwestlichen Berghang noch ganz unbewaldet. Auf den beiden Hangstufen selbst sind nur die größten, unbewegbaren Felsblöcke liegen geblieben. Von gleichmäßigen Abständen derselben untereinander ist nichts zu bemerken, ebensowenig von einer Ringmauer oder Türmen, wie sie Alliot erwähnt. Auch irgendwelche Quader oder Zyklopenbautrümmern konnte ich an den Hängen unterhalb des Glacis nicht finden.

Persönliche Kenntnis der prähistorischen Ringwälle auf der Houbürg bei Hersbruck, auf dem Jura südöstlich Eichstätt und auf dem Ipf bei Bopfingen legt mir den Vergleich der hiesigen Anlage mit diesen nahe. Die gleichmäßige Zerkleinerung der Steine der Oberschicht am ganzen Glacis, sowie teilweise Häufung derselben an dessen oberem Rande nötigt mich zu der Annahme, daß am Außenrande des Gipfelplateaus und seiner künstlichen Fortsetzung in den Hangstufen nach Osten keine Quadermauer wie auf dem Odilienberg, sondern ein (den Verhältnissen entsprechend etwa 2 m hoher) Wall aus zerklopfen Felsstücken aufgeschüttet gewesen sei. Einen Sonderzweck kann ich nicht finden, um dessentwillen die Schöpfer der ganzen Anlage den aus Felsbrocken und Erde bestehenden Schutt, wie er sich beim Herausarbeiten der Hangstufen ergab, so gleichmäßig zerkleinert haben sollten, bevor sie ihn den Berg hinunterwarfen. Da außerdem das Glacis sich auch dort nach Westen fortsetzt, wo das natürliche Gipfelplateau ein Abgraben der Hänge erübrigte, so komme ich zu dem Schluß, es müsse eine gewaltsame Zerstörung des Steinwalles durch Eroberer stattgefunden haben, wobei durch Hinunterschütten oder -schieben des ganzen Walles das Glacis in seiner heutigen Gestalt geschaffen worden sei.

Im Verlauf der oben geschilderten und anderer Grabungen, die nur einen kleinen Teil des sicherlich noch viele Schätze bergenden Gipfels im Rahmen militärischer Zwecke systemlos und notdürftig aufwühlten, wurden ver-



schiedene Skulpturen gefunden. Ich möchte vorwegnehmen, daß von denen, die vor dem Kriege in dem Eisenkäfig des „Musée“ zusammengestellt waren, im Winter 1915/16 der größere Teil fehlte. Bis auf eine einzige — das Bruchstück eines Reliefs, worauf nach Bechstein ein Unterleib mit dem Oberteil der beiden Schenkel — und eine Säulenbasis auf vierkantigem Sockel fand ich sie alle in den Felsspalten unter dem Gipfel und konnte sie in dem Gitterkäfig des neuen Tempels wieder vereinigen. Der Meilenstein mit der Votivinschrift des L. Vatinius Felix ist neben der „römischen Ruine“ bei einem Kriegsdenkmal verwendet und durch Verewigungen und eine neue Aufschrift übel zugerichtet. Das V und S der Schlußformel ist durch die letztere zerstört.

Der erste neue Skulpturenfund war das Kapitell einer Juppiter-Giganten-Säule. Es wurde im Herbst 1916 am südöstlichen Berghang etwa 40 m gerade unterhalb der „römischen Ruine“ ausgegraben und steht ohne Zweifel in unmittelbarem Zusammenhang mit dem einen der oberhalb in der Nähe der Ruine gefundenen Gigantenreiter (s. u.). Auf zwei Seiten stark zerstört, zeigt es außerdem die kräftigen Spuren des Versuchs einer gewaltsamen, vertikalen Spaltung. An den vier Ecken streben kräftige, nackte Atlanten etwa von der Scham ab aus einem dicken, den Hals des Kapitells umziehenden Wellenband empor. Sie reichen sich mit schräg abwärts geradeaus gestreckten Armen an den Breitseiten des Kapitells die Hände. Von ihren Köpfen wurde einer vollständig, von einem zweiten ein Bruchstück beim Ausgraben des Gigantenreiters gefunden. Das stark verwaschene Gesicht derselben ist bartlos, der Haarwuchs über den Ohren sehr stark ausgeprägt. Darüber laufen ebensostarke Wülste als oberster wagerechter Abschluß seitlich rückwärts ins Kapitell. Die großen durch je zwei Arme und die oberste Wagerechte gebildeten Dreiecke auf den Breitseiten waren durch große, in keinem Verhältnis zu den Atlanten stehende Köpfe ausgefüllt, von denen leider nur noch die Spuren eines einzigen vorhanden sind. Das davon noch besonders hervortretende Kinn hat ausgesprochen weibliche Form. Die Höhe des Kapitells beträgt 42 cm, mit dem (glatten) Hals 62 cm, der Durchmesser unten 49 und oben 60 cm.

Auf dem Plateau selbst wurden im Frühjahr 1917 10—15 m östlich der römischen Ruine die Reste zweier Gigantenreiter gefunden. Der eine ist aus feinem, grauem, in der Gegend nicht vorkommendem, der andere aus grobkörnigerem, rotem Sandstein gefertigt.

Der Reiter der grauen Gruppe hat lockiges Haar und Bart, der Oberkörper ist offenbar mit einem Koller bekleidet, der Mantel, durch den erhobenen rechten Arm hinter die Schulter zurückgeschlagen, läuft in sanftem Bogen wieder gegen den Unterleib vor. Das fein durchmodelierte Pferd hat römischen Kopf- und Mähnenputz, kräftig markierten Zaum, aber weder Sattel noch Satteldecke. Roß und Reiter haben Linksgalopphaltung. Der Gigant, auf dem Bauche liegend und mit dem Oberkörper leicht aufgerichtet, dreht den Kopf leicht nach rechts oben und trägt mit der Rechten den über der Schulter liegenden Pferdefuß. Darunter winden sich die Schlangenbeine in leichtem Bogen. Der wohlerhaltene Kopf des Giganten (18 cm hoch) ist gut durchgearbeitet, aber ausdruckslos. Sein Körper, schlangenartig und ohne irgendwelche Brust- oder Bauchmuskulatur, steigt unmittelbar aus der Plinthe empor. Geschlechtsteile fehlen. Leider ist die ganze Gruppe in viele Stücke zerbrochen, wird jedoch sehr gut zusammengesetzt werden können. Besonders die linke Seite des Pferdeleibs und des Gigantenleibs haben gelitten.

Die ebenfalls stark zertrümmerte rote Gruppe gleicht der grauen im wesentlichen. Der Kopf des Giganten ist nicht erhalten, der Körper des Reiters gänzlich abgesplittert. Der Gigant kniet. Körper und Kopf des



Reiters (24 cm hoch) machen dem grauen gegenüber, ungeachtet der weitgehenden Zerstörung, einen viel schwächeren Eindruck. Dagegen ist der Pferdeleib um eine Handbreite länger (= 75 cm).

Daß wir es hier mit den Krönungsgruppen von Jupitersäulen zu tun haben, ist klar. Sie müssen zu den Inschriftsockeln gehört haben, aus denen H. Alliot und Ruinart ihre monströse dreifach übereinander gesetzte vierkantige Säule zusammengesetzt dachten, da beide Bildwerke genau an dem angegebenen Fundort der Säulentrümmer zutage gekommen sind.

Nebenbei wirft diese Tatsache ein Schlaglicht auf alle vorhergegangenen Grabungen an der Hohen Donne, deren Unzulänglichkeit mir hiermit ebenso erwiesen scheint wie die noch außerordentlich große Fundmöglichkeit bei nur einigermaßen systematischen und fachmännisch angewiesenen Nachforschungen.

Durch den neuen Fund in dem Merkurheiligtum auf der Vogesenhöhe wird nicht nur die sakrale Bedeutung der Jupiter-Giganten-Säulen gegenüber ihrer historischen Erklärung (als numen Augusti) sichergestellt, sondern der heilige Bezirk des Donon selbst gewinnt in Rücksicht auf die vielen übrigen in den nördlichen Vogesen wie in der anstoßenden lothringischen und Rheinebene gefundenen Jupiter-Giganten-Figuren, Kopfkapitelle und Viergöttersteine erhöhte Bedeutung als Kultzentrum eines germanischen Volkstammes, unter dessen frischer, arbeitsamer, von römischem Geiste geführter Hand sich das öde Waldland, wenn auch nur für ein paar Jahrhunderte, mit dichten Siedelungen überzog.

Auf dem westlichen Gipfelplateau sind außerdem eine größere Anzahl harter Sandsteine von meinen Leuten gefunden worden, die in Größe (bis 52 cm lang) und Form Brotlaiben sehr ähnlich sind. Besonders auffallend ist ihre ganz sorgfältig glatt bearbeitete Unterseite, welche die genannte Vorstellung besonders bestärkt. Es sind offenbar Motivgaben frommer Wallfahrer, vielleicht aus prähistorischer, vielleicht aus römischer Zeit.

Für die Überführung der neuen Funde in das Museum zu Straßburg hat Geheimrat Prof. Fabricius, der als Etappendelegierter Gelegenheit hatte, die Fundstelle zu besuchen, inzwischen Sorge getragen. Sie werden unter der Leitung R. Forrers zusammengesetzt werden.

Leutnant d. R. Fritz Pöhlmann, z. Zt. im Felde.

---

## AUS MUSEEN UND VEREINEN.

### Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg.

In der Versammlung am Mittwoch, den 24. April 1918 sprach Herr Konrektor Dr. F. Littig über alte Höhensiedlungen im Wasgenwalde. Auf Grund der im Reichsland besonders von Reusch und Fuchs in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen und eigener Forschungen in den vom fernen Geschützdonner durchhallten Wäldern der südlichen Rheinpfalz entwarf er nach der Schilderung der geologischen Eigenart des Wasgenwaldes ein Bild von diesen uralten Bergdörfern, deren Flur zumeist der Wald längst wieder zurückerobert hat. Besondere Beachtung fanden die bisher noch nicht veröffentlichten Aufnahmen von Denkmälern der Vorzeit im Bezirksamt Pirmasens, welche der Vortragende der Versammlung vorlegte. Bedeutende Reste bietet der Ba-

dische Sommerwald (n. Pirmasens), mehr noch die Umgebung des Dorfes Hilst. Die Hochfläche des Büschels (im Katasterblatt als Pfuhl bezeichnet) weist auf dem Felsboden zahlreiche Spuren der Bearbeitung auf und trägt gewaltige Trockenmauern und Rundrotteln, die in der Hauptsache auf alte Zeiten zurückgehen. Befestigungszwecken scheinen sie nicht gedient zu haben. Ein Abschnittswall befindet sich nördlich des Dorfes Hilst. Auf dem Wege zum Römerbild (s. oben S. 39) kommt man an einem Hügelgrab vorüber und im Walde bei Grenzstein 3 befindet sich nahe dabei ein „Opferstein“. Wegen der Ähnlichkeit mit den weiter südlich gelegenen alten Siedlungen im Wasgenwald wurde besonders auf Fuchs, Kultur der Vogesensiedlungen, Zabern 1914, hingewiesen.